

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 103 (2007)
Heft: 2: Thema : Wohnen, Multilokalität und Kulturdynamik

Artikel: Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne
Autor: Rolshoven, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne*

Johanna Rolshoven

Abstract

Aus der Sicht der *Mobile Culture Studies* – einem kulturanalytischen Ansatz, der Bewegung und Beweglichkeit zum Ausgangspunkt der Betrachtung macht – ist die Zunahme von Lokalisierungs- und Regionalisierungsprozessen und auch das spätmoderne Aufbegehren des Nationalstaates in Zeiten der Transnationalisierung, Europäisierung und Globalisierung Reaktion und Resultat wachsender Mobilitätsmöglichkeiten. Der Beitrag knüpft an diese These an und zeigt anhand lebensweltlicher Praxen des Mehrfachwohnsitzes Funktionen der Verknüpfung von Wohnen und Bewegung auf. Sie werden als *Multilokalität* bezeichnet und in ihrer Bedeutung als Kulturtechnik und Strategie gedeutet, welche die Reversibilität von Alltagsbewegungen sichert.

Einleitende Betrachtungen

Das Zeitalter der Mobilität löst das Zeitalter der Sesshaftigkeit ab. Die wachsende Anzahl an städtischen und ländlichen Zweit- oder Drittwohnungen in allen europäischen Ländern lässt sich nicht als Widerlegung dieser Behauptung lesen, sondern als positives Indiz für neue Beweglichkeiten. Tatsächlich sind sowohl die Betonung von Lokal- und Regionalkultur als auch das Aufbegehren des Nationalstaates in Zeiten der Transnationalisierung, der Europäisierung oder Globalisierung, Reaktion und Ergebnis davon, dass die Zahl der möglichen Formen von Mobilität stetig zunimmt.

Der Beitrag möchte an diese These anknüpfen und stützt sich dabei auf den interdisziplinären Zugang der *Mobile Culture Studies*, welcher Bewegung, Beweglichkeit und Mobilität als Ausgangspunkt für die Kulturanalyse nimmt.¹ Anhand von exemplarischen Beispielen sollen lebensweltliche Intentionen aufgezeigt werden, die an verschiedene Formen der Mehrörtigkeit geknüpft sind. Der Nahlblick auf lokale Ethnographien und ein langjähriges Observatorium europäischer Zweitwohnformen belegen, dass ihnen alles andere als eine Sekundärfunktion zukommt. Wir bezeichnen diese Formen daher mit dem Begriff der *Multilokalität als Lebensweise* und verstehen sie im Sinne von Raymond Williams formuliertem Kulturbegriff als «the whole way of life». Als lebensweltliche Kulturtechnik ist Multilokalität eine Strategie der mobilen Akteure, die Reversibilität von Alltagsmobilitäten zu gewährleisten.² Dies macht Multilokalität zu einem Akt des Verbindens eher als des Trennens, des Näherns eher als des Entfernens.

Der Begriff der *Multilokalität* in der von mir verwendeten kulturwissenschaftlich-phänomenologischen Begriffsgenese geht auf Bernhard Waldenfels (1985)³ sowie auf Adelina Miranda (1995)⁴ zurück. Seinem theoretischen Gehalt nach – wie er sich am ehesten den emischen Befunden unserer GesprächspartnerInnen anpasst – korrespondiert er mit dem von Arjun Appadurai als akteurzentriert und prozesshaft definierten Begriff der *Lokalität*⁵: Diese ist Ergebnis von Strategie und

Praxis der lebensweltlichen Kontextualisierung und Selbstverortung. Solchermassen definiert überwindet die Beschreibung eines multilokalen Wohnens die unzureichende Behauptung der Neben- oder der Zweitwohnung, welche Wohnen als Status begreift und somit einen grossen Teil mehrörtiger Alltagspraxen ausklammert: u. a. solche von MigrantInnen, Scheidungskindern, Berufspendlerinnen, Saisonarbeitern, Dauercampnern, Nutzer und Nutzerinnen von Schrebergärten, oder auch von Obdachlosen, die leerstehende Ferienhäuser besetzen. Aus einer lebensweltlichen Perspektive betrachtet entfaltet Multilokalität als übergreifender Arbeitsbegriff sein theoretisches Potenzial vor allem in der kulturwissenschaftlichen komplexen Erforschung der Praxis mehrere Wohnsitze.

In diesem Sinne möchte dieser Beitrag auf einige der lebensweltlichen Absichten hinweisen, die in unterschiedlichen Formen des mehrörtigen Wohnens enthalten sind. Er beginnt mit empirischen Miniaturen von Multilokalität, er verortet diese anschliessend in dem theoretischen und methodologischen Zusammenhang der Kulturanalyse und präzisiert am Schluss, was unter Multilokalität und unter kultureller Mobilität als empirisch generierten Begriffen verstanden werden kann. Der Anspruch ist nicht, gemeinsame Eigenschaften verschiedener Erscheinungsformen aufzuzeigen, sondern die Unterschiede zwischen individuellen Strategien herauszustellen und deren Bedeutung in ihrem je eigenen Bezugsrahmen deutlich zu machen.⁶

Von Dach zu Dach... Parcours der Formen und Funktionen

Strategien der Alltagsbewältigung

Seit längerem beschreiben Soziologen eine Auflösung oder Überschneidung der Kategorien Arbeit und Freizeit. Mit der Ablösung der modernen Industriegesellschaft durch eine spätmoderne Gesellschaft, der die Arbeit abhanden kommt, wird diese für die kapitalistische Wirtschaft funktionale Trennung zunehmend obsolet. Kulturwissenschaftliche Studien zu temporären Nebenwohnungen bestätigen den Befund, dass von ihrer reinen Freizeitnutzung nicht die Rede sein kann. Dies widerspricht den offiziellen Definitionen von Zweitwohnungen sowohl der staatlichen Raumordnungs- und weiterer für den Wohnungsmarkt relevanter Behörden wie solchen aus den Bereichen der Tourismusbranche. Diese beziehen sich mehrheitlich auf die Freizeitwohnform und sind daher mit ein Grund dafür, dass das Spektrum der multilokalen Lebensweise noch kaum erschlossen ist. Es gestaltet sich so breit, wie es die Verschiedenheiten der Menschen und sozialen Gruppen innerhalb einer Gesellschaft sind. Seine Bandbreite erstreckt sich über die bekannten und klassischen Formen der gehobenen, diskursiv ritualisierten Sommerfrische oder des Skiurlaubs. Fast alle wissen vom Sommersitz des Papstes in Castel Gandolfo, sie wissen, wo «ihr» Staatspräsident die Sommerferien verbringt: der russische in Sotschi, der französische auf Fort Brégançon...; auf welchem Sommer-

schloss sich «ihre» Königsfamilie aufhält: die schwedische auf Öland, die britische in Schottland ...; und viele haben schon einmal Bilder gesehen von den prächtigen Chalets europäischer Fürstenfamilien in den alpinen Skiessorts.

Ein weniger grosses Mass an Öffentlichkeit geniesst das Spektrum der oft diskret gehandhabten bürgerlichen Zweitwohnformen in der Spätmoderne: das Ferienhaus der Münchner Lehrerfamilie in der Toskana, die Sommerfrische des Wiener Geografieprofessors am Semmering oder des saarländischen Rechtsanwaltes in Südfrankreich, das Sommerhaus des Luzerner Unternehmers an der kanadischen Westküste. Noch weniger besprochen, erfasst und erforscht sind die Zweitwohnformen der «unteren Mittelschichten»: Was wissen wir über das Apartment des Strassburger Lebensmittelhändlers türkischer Abstammung in Antalya, den Wohnwagen des Aargauer Schlossers auf einem Dauercampingplatz in der Inner-schweiz, das Fischerhäuschen in Southwold an der Nordostküste Englands, das der Krankenpfleger aus London regelmässig mietet, das Hausboot des Standesbeamten aus Kopenhagen, mit dem er den Sommer zu Wasser in Seeland verbringt?⁷



Foto © Max Scherf

Abb. 1: Simple life. Sommerfrische in den 1960er-Jahren.

Eine Fülle von unbekannten Formen lassen sich dem hinzufügen, so etwa die vielen Nutzungsformen jener Holzchalets, die weder Bauplan, Baugenehmigung noch Meldeschein benötigen und als Bausatz aus dem Baumarkt oder per Internet-Bestellung erstanden werden können. Kleine hübsche, ein- bis zweiräumige Blockhäuser, die den Namen «Rhubarbe», «Vanille» oder «Cassis» tragen, kosteten 2006 in Frankreich zwischen 4000 und 7000 Euro.⁸ In der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt sind auch die derzeit grosse Nachfrage nach Baumhäusern, die interessanten Transformationsprozesse in städtischen Schrebergartensiedlungen oder die Tatsache, dass es mobile Wohncontainer gibt, die in den von Raum- und Wohnungsnot gekennzeichneten Städten mit einem Hubschrauber von Dach zu Dach, von Stadt zu Stadt transportiert werden können.

Diese Tendenzen haben uns veranlasst, in einem laufenden Forschungsprojekt an der ETH Zürich multilokale freizeit- und arbeitsinduzierte Wohnformen als Indikatoren für die Aspirationen einer Gesellschaft in Bewegung zu betrachten.⁹ Ziel dieser sowie vorausgegangener Studien ist es nicht, die Gemeinsamkeiten unterschiedlicher Phänomene aufzuzeigen, sondern die *Verschiedenheiten* individueller Strategien hervorzuheben und sie in ihrem je eigenen Referenzsystem zu situieren. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive entsprechen die Einschätzungen der nationalen Grössenordnung der Nebenwohnungsbestände in den einzelnen europäischen Ländern nicht der Bedeutung der Praxen. Das Forschungsinteresse der statistischen Erhebung als einem nationalstaatlichen Formungsinstrument par excellence unterzieht sich in der Regel einem der Tendenz nach pessimistischen Darstellungsmodus, der die Grössenordnung des Bestandes in Abhängigkeit von seiner gouvernementalen Funktionalität fokussiert. Die Definition erfasst daher weder die reale Grössenordnung und die sozialstrukturelle Breite des Phänomens, das quer zu allen sozialen Schichten verläuft, noch die für die Interpretation einer Funktion wichtigen Nutzungszusammenhänge. 1995 schrieb die französische Ethnologin Françoise Dubost, dass sich über die Hälfte des Zweitwohnungsbestandes in Frankreich in den Händen von Arbeitern, Angestellten und Rentnern aus bescheidenen Verhältnissen befindet.¹⁰ Von dieser demokratischen Normalisierung eines «Auch-woanders-daheim-Seins» gehen wir auch für andere Länder aus.

Die Bandbreite möglicher Nebenwohnpraxen informiert über nichts anderes als über eine Bandbreite sozialer Praxen. Unsere Mikrostudien in der Schweiz¹¹ geben Aufschluss über Möglichkeiten und Zwänge des Wohnens, des Lokalisierens und Sich-Verortens im eigenen Leben und in der aktuellen Gesellschaft; sie bilden Strategien der Alltagsbewältigung ab. Sie sprechen von Menschen, die einen Teil ihrer Zeit mehr oder weniger regelmässig an einem zweiten oder dritten Wohnort verbringen. Diese Lebensweise betrifft touristische Praxen ebenso wie die Wohnpraxen so gänzlich verschiedener mobiler Gruppen wie Saisonarbeiter aus Österreich oder Deutschland, die in der Schweizer Gastronomie tätig sind, Tessiner Studierende in Zürich, Matrosen osteuropäischer Herkunft, die auf einem Schweizer Frachtschiff in internationalen Gewässern arbeiten, oder auch alltagsmobile Ju-

gendliche, die sich virtuos zwischen verschiedenen Wohnplätzen und Referenzsystemen bewegen. Die Darstellung dieser Lebensweise beginnt mit Einblicken in eine Handvoll touristisch konnotierter Domizilierungspraxen.

Zweitwohnungen: Das Schweizer Chalet

Fangen wir mit dem an, was von einer Schweizer Studie erwartet wird: dem Chalet. Es präsentiert sich – in der Schweiz ebenso wie in den italienischen und französischen Hochalpen – als typische und typisierte Wohnform. In der modernen Geschichte der Sommerfrische ist das Chalet zur charismatischen Wohnform geworden: begehrt und gesucht und in vielen europäischen Ländern reproduziert – zum Beispiel auch in dem oben erwähnten Bausatz einer Gartenhütte.



Foto © Justin Winkler 2006

Abb. 2: Die Chaletbauweise zählt zu den touristischen Erwartungen an die Schweiz.

Rosa Cupa schildert in ihrer beeindruckenden Arbeit eine Zürcher Familie, die ein Chalet in einer bekannten, klassischen alpinen Wintersportstation besitzt.¹² Die Funktion des Hauses unterliegt vorwiegend der Definition durch den Familienvater. Die vierköpfige Familie nutzt es vor allem in den Sommerferien, sie verbringt hier den Nationalfeiertag und häufig die Skiferien. Von nahem betrachtet ist die funktionale Bestimmung des Ortes jedoch nicht eindeutig: Er wird sowohl als Familienort genutzt, mit dem sich die Familienmitglieder durchaus unterschiedlich identifizieren, aber auch als Arbeitsort, als Ferienort und als Freizeitort, wo man sich mit Arbeitskollegen und Freunden trifft.

Interessant und wichtig ist die Bindung des Vaters an dieses Chalet. Für ihn ist es Bestandteil des in Aussicht gestellten väterlichen Erbes und eine Referenz an seine Kindheit. Es ist mit schönen Kindheitsferienerinnerungen im Umfeld einer Verwandtschaft verbunden, die immer noch am Ort lebt. Dadurch erfüllt es eine versichernde Funktion: «Die väterliche Herkunft und Geschichte und der damit verbundene materielle Besitz, seine verwandtschaftlichen Beziehungen, seine Wertsetzungen und Präferenzen gründeten ein Verhaltensmuster, das man als ein die Solidarität förderndes «Konzept Familie und Verwandtschaft» bezeichnen könnte, dessen Zentrum das gemeinsame Erleben bildete, das dem urbanen Alltag gegenüber stand.»¹³

Dieses Prinzip der «sicheren Erwartbarkeit»¹⁴ ist ein grundlegendes Merkmal der Qualität jeder festen Behausung. In Bezug auf in der Freizeit genutzte Orte beinhaltet es die Summe der vorhergehenden sozialen und persönlichen Erfahrungen. Dazu gehört in diesem Beispiel die Beziehung des Familienvaters zu seinem eigenen Vater. Sie verdichtet sich in dem Begriff der «Erholung». Erholung bedeutet für ihn konkret, Zeit zu verbringen in dem – durch den Vater als Erbe in Aussicht gestellten – Chalet, und sich hier von den inneren Direktiven der väterlichen Sozialisation zu befreien.¹⁵ Die Perspektive der erwartbaren Sicherheit in der biographischen Lebensplanung wird geknüpft an Bindung und Lösung zugleich in Bezug auf die eigene Lebensgeschichte. Jenseits der gesellschaftlichen Norm, durch Ferien Gesundheit und Wohlbefinden zu erzeugen und die Arbeitskraft wiederherzustellen, umfasst dieses Sich-Erholen eine symbolische Dimension in dem unaufhörlichen Prozess der Identitätsbildung.¹⁶

Die Zeitlichkeit spielt eine besondere Rolle für das «Erholen». Als Dimension von Mehrörtigkeit verkörpert das Chalet, wie andere Zweitwohnformen, einen Zwischenraum als «Zeitspielraum».¹⁷ Die Sehnsucht nach dem Anderwo manifestiert sich nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich: in einer Sehnsucht nach dem *Anderswann*. Der Mehrörtler möchte im Grunde – wie vor ihm der Tourist – dem dominanten und zwingenden Zeitrhythmus der Gesellschaft entkommen. Als Bewohner des Intervalls zwischen Provisorischem und Ständigem wird er zum Produzenten einer paradoxen Zeit-Räumlichkeit. Jean-Didier Urbain bezeichnet ihn als «résident permanent virtuel» einer «île flottante: un habitat suspendu entre l'immuable et le provisoire».¹⁸

Bezogen auf den Alltag lässt sich Zeitlichkeit vielseitig definieren. Im Falle der Chalet-Nutzung stellt sie sich als eine Offenheit für die Möglichkeiten dar, die sich

bieten, wenn man den Tag auf sich zukommen lässt. Für den erwähnten Familienvater liegt ihre besondere Qualität z.B. darin, dass es sich um einen Ort handelt, an dem er – sonst in seinem Berufsleben als Arzt hochaktiv – es auszuhalten gelernt hat, nicht besonders aktiv zu sein.

Das Chalet erfüllt eine systemische Funktion, indem es sich weder als Gegensatz oder sogar als Gegenwelt des urbanen Alltags definieren lässt noch als komplementärer Raum, der etwas hat, was dem anderen fehlt. Es ist vielmehr Teil des Konzeptes «urbaner Alltag»: «Es sind zwei Sachen, die parallel sind», antwortet der Interviewte auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Chalet und Stadtwohnung.¹⁹ «Das eigene Reich inmitten eines <fremden> Ortes ermöglicht es» dem Familienvater, «touristische Erfahrung mit dem Gefühl des Zuhause-seins zu verbinden. Die Sehnsucht nach Geborgenheit realisiert sich hier im Zwischenraum der Zuschreibungen <Tourist> und <Einheimischer>, die sowohl von der Innen- als auch von der Aussenperspektive ein Pendeln zwischen den beiden Polen ermöglicht».²⁰ Die Mobilität zwischen dem Zuhause in der Stadt und dem Zuhause in den Bergen hat den Effekt der Stabilisierung, da sie unserem Protagonisten dazu dient, die Konstellation von «Mann, Besitz, Macht» zu wahren.²¹ Mobilität und Sesshaftigkeit erweisen sich als Pole, die sich gegenseitig nicht ausschliessen, sondern die als zwei sich gegenseitig bedingende Felder in einem Kräfteverhältnis zueinander stehen.

Hobby-Räume: Caravaning und Yachting

Zwei weitere Beispiele von Freizeitwohnsitzen in der Schweiz illustrieren nicht die Perspektive eines einzelnen Nutzers, sondern heben einen besonderen Aspekt einer funktionalen Gemeinsamkeit hervor. Es handelt sich um das Dauercampen als Variante des Caravaning sowie um die Binnenjacht als Zweitwohnsitz. Beiden gemeinsam ist, dass diese Behausungen ein besonderes Verhältnis zwischen möglicher und tatsächlich praktizierter Bewegungsfreiheit: zwischen *Mobilitätsversprechen*, eine Art technischer Motilität, und Mobilität auf sich vereinigen.

Zunächst das so genannte Dauercamping: Es handelt sich um eine in der Schweiz verbreitete, jedoch weit weniger gerühmte Zweitwohnform als das folkloristisch geadelte Chalet. Wie in anderen westeuropäischen Ländern auch, hat sich Camping als Freizeitpraxis seit den 1950er Jahren²² und verstärkt seit den 1970er-Jahren²³ etabliert. Eine kulturanthropologische Studie weist Dauercamping sogar als die dominanteste Ferienwohnform in Deutschland aus.²⁴ In der Schweiz platzieren Tourismusstatistiken das Campen an zweiter Stelle der Logiernächte in der so genannten Parahotellerie. Genaue Zahlen zu bewohnten Wohnwagen oder *mobile homes* zählen jedoch zur Grauzone der Erhebungen und liegen daher nicht vor.²⁵

Aus ethnographischen Mikrostudien auf Campingplätzen geht hervor, dass es auf den zahlreichen, eher kleinen Plätzen in der Schweiz zwei Arten von Bewohnern gibt: Solche, die einen festen Wagen besitzen und ein Selbstverständnis als «Sesshafte» haben, sowie solche, die sich hier nur kurz aufhalten und von den «Sesshaften» als «Touristen» bezeichnet werden. Die «Sesshaften» interessieren

uns hier vor allem. Sie sind in der Regel Besitzer eines fest installierten *mobile home*, dem zumeist die Räder abgeschraubt werden, das eine Überdachung erhält und von einer auf Dauer angelegten gärtnerischen Gestaltung des Vorplatzes profitiert. Diese Massnahmen machen die Behausung «stabiler» und «sicherer» und machen ein «Umziehen» an einen anderen Ort nahezu unmöglich. Wer den Platz wechselt, kauft eher woanders ein fest installiertes *mobile home* als dass er das eigene mitnimmt. Als Personengruppe lassen sich die «Sesshaften» einteilen in Personen, (1) die ihr *mobile home* zu allen Jahreszeiten aufsuchen, (2) die nur an den Wochenenden kommen, (3) solche, die während der schönen Jahreszeit ständig dort wohnen und von dort aus arbeiten gehen oder (4) auch solche, welche sogar ihre tägliche Freizeit auf dem Platz verbringen.²⁶

Dem Caravaning und Dauercamping im Grunde ganz ähnlich präsentiert sich eine Ethnographie von Jachten als Zweitwohnsitzen auf Schweizer Binnengewässern. Auch in diesem Bereich liegen Zahlen nur zur Grössenordnung des Bestands an Motorjachten oder Segelbooten vor, nicht aber zu ihrer Nutzung.²⁷ Die Nachfrage ist grösser als die Zahl der zur Verfügung stehenden Bootsplätze. Gleich den Schrebergärten, von denen noch die Rede sein wird, sind sie zunehmend begehrte Orte und knappes Gut.

Solche Jachten sind bewohnbar, aber sie sind keine «Hausboote» im eigentlichen Sinne, die man als Hauptwohnsitz ausweisen kann. Ihre Nutzungsmodi entsprechen viel eher denen von *mobile homes*: Die meisten bewohnen die Schiffe während der Sommermonate an den Wochenenden und in den Ferien. So erstaunt es nicht, dass alle in unserer Mikrostudie befragten Bootsbesitzer zuvor *mobile home*-Besitzer waren.²⁸ Der Bootsbesitz markiert für sie ein bedeutungsvolles Moment des sozialen Aufstiegs.

Aus den Gesprächen mit Dauercampern ebenso wie mit Motorjachtbesitzern geht hervor, dass es Ziel ihrer mobilen Praxis des räumlichen Alternierens ist, über die an diese Wohnform geknüpften Aktivitäten und Werte im Alltag ein inneres und äusseres Gleichgewicht herzustellen. Bei beiden Gruppen ähneln sie sich: Geselligkeit, Beschäftigtsein, Erholung, Naturnähe und ein Gefühl der Freiheit stehen im Zentrum.

Bei den Dauercampern wird geselliges Beisammensein mit den Platznachbarn gross geschrieben; auf den Schiffen begegnet uns Geselligkeit unter anderem als aktives Clubleben im Heimathafen. Bei beiden Gruppen spielt die aktive Beschäftigung mit der eigenen Behausung eine grosse Rolle und ist die traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ausgeprägt: Es wird repariert, modifiziert und auf den Schiffen vor allem wird viel geputzt. Beide Gruppen wehren sich gegen die Bezeichnung ihrer zusätzlichen Wohnung als «Zweitwohnsitz»: Nein, keinesfalls um eine Zweitwohnung handele es sich, sondern vielmehr um ein *Hobby*. Sie insistieren damit (zurecht) auf dem von Bewegung gekennzeichneten Nutzungsaspekt der *Aktivität*, denn «Hobby» bedeutet kreative Freizeitgestaltung und umfasst eine Palette, die vom Rasen mähen über das Basteln, Reparieren, Pflanzen, Umgestalten, Ordnung machen, Putzen, Angeln gehen oder Pilze suchen reicht bis hin zu TV schauen.

Einer der von der Volkskundlerin Mélanie Pitteloud befragten Camper präzisiert, dass für ihn unter Freiheit nicht Uneingeschränktheit zu verstehen ist, sondern Selbstbestimmtheit, Freiwilligkeit und Möglichkeit.²⁹ Die Freiheit – in vielen Studien über Camping als zentrale Motivation hervorgehoben³⁰ – besteht in einer Möglichkeit zur Mobilität. Für die Yachtbesitzer ist sie die Möglichkeit, sich mit dem «Haus» fortzubewegen: «mobil» und «frei» zu sein.³¹ Die Betonung liegt auch hier, gleich dem *mobile home* mit abgeschraubten Rädern, auf der «Möglichkeit», da die Yachtbesitzer, wie sie der Interviewerin versichert haben, die meiste Zeit vor Anker liegen: das sei bequemer und sicherer.

Zu erwähnen ist, dass sich diese Freiheit in den Alltagspraxen auf dem Campingplatz wie ein kostbares und zu behütendes Gut in einen strengen Rahmen an Verhaltensvorschriften eingebettet findet. Formelle und informelle Regeln klassifizieren und regulieren die Zugehörigkeiten zu den «legitimen» PlatzaufenthalterInnen. Sie betreffen das Sich-Vorstellen der neu Ankommenden, das Grüßen sowie Formen der Solidarität und Nachbarschaftshilfe. Sie betreffen bestimmte Formen der Loyalität ebenso wie ein Ordnungsregister an Sauberkeitsstandards oder Zeitrahmen für bestimmte Aktivitäten. Die Platzwartin oder der Platzwart sind als Wächter und Garanten dieses Regelwerks auf solchen Plätzen stets eine Schlüsselfigur.

Zu den Regeln zählen auch bestimmte gestalterische Imitationsformen: Es wird erwartet, dass alle Dauercamper eines Ortes Pflanzen, Mobiliar oder Dekorationselemente in vergleichbarem Stil verwenden. Diese Praxis steht im Gegensatz zu dem dezidiert individualistischen Selbstverständnis der Yachtbesitzer, bei dem das Besondere einen prominenten Stellenwert einnimmt. Die von Mirjam Rudolph in unserer Studie untersuchte Gruppe zählt zur Mittel- und Oberschicht. Entsprechend spielt Individualität in Selbstbild und Ausstattung eine grosse Rolle: Mit der Namensgebung des Bootes verbindet sich stets eine lange Geschichte; die Innenausstattung ist das Ergebnis von Handarbeit und Sonderanfertigungen.

Multiple Verortungen: Schrebergärten mit und ohne Kartoffeln

Städtische oder stadtnahe Schrebergärten stossen in den letzten Jahren auf ein wachsendes Interesse und sind begehrtes Objekt für junge Leute, vor allem für Familien geworden. In ihrer Rolle als «Landsitz des kleinen Mannes», und vergleichbar regionalen Variationen wie *datcha*, *cabanon* oder *Maiensäss* kommt ihnen eine wichtige (Selbst-)Versorgungs- und Erholungsrolle zu. In der zunehmend wohlständigen und nach Urbanisierung strebenden Gesellschaft der 1970er- und 1980er-Jahre hatten viele süd- und südosteuropäische Migrantenfamilien die vakanten Schrebergartenstücke der sich in ihrem Lebensstil urbanisierenden einheimischen Bevölkerung gepachtet und hier – nach einer Zeit moderner Blumenrabatten – wieder vermehrt Gemüse angebaut.

Nun scheint sich ein erneuter «Paradigmawechsel» dieser Gärten abzuzeichnen. Was in grösseren Städten wie Wien, Hamburg, Berlin oder Frankfurt schon an der Tagesordnung ist, lässt sich in ersten Anzeichen auch in kleineren Städten wie Ba-

sel und Zürich beobachten: das wachsende Interesse einer naturhungrigen, gentryfisierten Stadtbevölkerung an den kleinen Gartenhausparzellen, welche die Kartoffelbeete in Grünflächen und Biotope umwandelt. Hier und da gibt es bereits Ausnahmen von der Regel des mancherorts bestehenden Übernachtungsverbotes, so dass die Behausungen zum Wochenend- oder Ferienwohnsitz werden. In nicht seltenen Fällen bieten sie – in Deutschland und Frankreich ist dies der Fall – Obdach für wohnungslos gewordene Menschen, die aufgrund einer unglücklichen Verkettung von Arbeitslosigkeit und Verschuldung, etwa durch Unterhaltszahlungen, im Schreberhäuschen von Verwandten ein Dach über dem Kopf finden. Diese Schutzfunktion in der Not zählt zu den historisch vorgezeichneten subkutanen Rollen dieser und ähnlicher Behausungen, wie etwa Waldhütten, die nicht wenigen Verfolgten in politisch prekären Zeiten als provisorische Unterkunft gedient haben.³² Ihre Unübersichtlichkeit, vor allem in grossen Städten, wie zum Beispiel die der Berliner «Laubenkolonien», ist sprichwörtlich. Sie eignet sich für die verschiedensten Aktivitäten an den Rändern der sozialen Ordnung: jugendliche Initiationshandlungen, Ehebruch oder auch Versteck für Delinquente, was inzwischen Krimiserien des deutschen Fernsehens in bildreichen Varianten wiedergeben. Dass heute junge Architekten neue Hausformen für diese Orte entwerfen, ist ein Zeichen der Um- und Aufwertung durch eine neue Generation und Gesellschaftsschicht.³³ Eine Fülle weiterer Beispiele liesse sich ergänzen, doch es ist Zeit, nach Deutungen und Deutungsregistern zu fragen.

Bewegung als Verräumlichung

Lässt sich der «Multilokalist» definieren?

Was ist ein Multilokalist? Warum schliesst sich seine Definition an die Darstellung von Freizeitwohnformen an? Wer ist er? Migrant, Nomade, Tourist oder einfach nur ein aus ökonomischen oder privaten Gründen mobiler Zeitgenosse? Oder vereinigt er – als Typus – sogar Funktionselemente all dieser Formen auf sich?

Als Figur ähnelt der Multilokalist einer fortgeschrittenen Form des klassischen, modernen Zweitwohnsitzlers. Dieser alternierte – in der bürgerlichen Fortschreibung der adeligen Sommersitz-Wintersitz-Kultur – zwischen ländlicher Sommerfrische³⁴ und winterlicher Stadtwohnung; oder – in der kleinbürgerlichen Fortschreibung der populären Praxen einer agrarischen Bevölkerung – zwischen Sommerküche und Winterküche, zwischen Maiensäss und Gehöft, oder auch einer städtisch-proletarischen Bevölkerung zwischen *cabanon*³⁵, Heidehütte³⁶, suburbanem *lotissement*³⁷ und grosstädtischer Mietwohnung. Darüber hinaus ist der Multilokalist jedoch das Ergebnis der Migrationserfahrung seiner und vorheriger Generationen. Dieses historische Register prägt zugleich die Vorstellungen von der Legitimität einer Niederlassung woanders; es ist durch soziale Rollen, Muster und Zugehörigkeiten geprägt: Reisende, Wanderer, Handwerksgesellen unter zahlreichen anderen Berufsgruppen, Pilger, Fahrende, Migranten oder Auswanderer zum

Beispiel sind erkennbare und sozial anerkannte Gründe der Fortbewegung in der Fremde. Hinzu kommen die legitimen Gründe der Niederlassung woanders: Sie sind entweder berufsbedingt, verwandtschafts- oder herkunftsbedingt.³⁸

Im Vergleich zu den nach sozialer Stratifikation typisierten Vorbildern, welche die historischen Bahnen eines aufstrebenden (Klein)Bürgertums vorzeichnen, löst sich für den spätmodernen Zeitgenossen, die Zweiheit oder Bipolarität von Haupt- und Nebenwohnsitz zunehmend auf und beginnt in den Praxen und Repräsentationen zu verwischen.

Der empirische Befund erschwert die ersehnte Generalisierung. Das Nebeneinander von Gleichem – die so genannten *double nesters*³⁹, die den Innenraum der Zweitwohnung verblüffend identisch zu reproduzieren suchen – steht neben den «Gegenweltlern», welche die überfüllte und hoch dekorierte Hauptwohnung mit der ästhetisch strengen und nur aufs Notwendigste karg bestückten Zweitwohnung kontrastieren, oder auch zwei in anderer Hinsicht gänzlich unterschiedliche Lebensstile hier und da praktizieren, gleichsam ein geheimes «Doppelleben» führen.

Die Interieurs sind Vorderbühne oder Hintergrund, Staffage, um die eigene Person zu verdoppeln oder zurückzunehmen, Seiten des Selbst zu üben oder zu pflegen und Rollen spielen zu können, die einem der gewohnte Alltag nicht zugesteht oder verbaut. Neuanfänge sind möglich, neue Chancen zwischen Rückzug und Partizipation an neuen Milieus tun sich im Zwischenfeld der Multilokalität auf. In der Spätmoderne üben sich die Menschen in neuen Kulturtechniken, deren bestimmendes Moment die Bewegung ist, und die es ihnen erlauben, ihr Alltagsleben zwischen Bewegung und Bleiben, zwischen Wohnen, Arbeiten und Freizeit zu arrangieren.

Die Schwierigkeit der einhelligen Interpretation des multilokalen Wohnens macht empfänglich für die Interpretation des französischen Soziologen Jean-Didier Urbain, der in seiner grossen Untersuchung von Zweitwohnformen zu dem Schluss kommt, dass es sich zuallererst um eine Einstellung (*état d'esprit*), und erst in zweiter Linie um eine Praxis handelt.⁴⁰ Doch wir möchten behaupten, dass es beides ist: Einstellung und Alltagspraxis, und damit Lebensweise. Multilokalität soll nicht als Ausnahme oder Sonderfall betrachtet werden, sondern als Alltagskulturform.

Der gelebte Raum

Alltagsmobilität ist stets kulturelle Mobilität. Der gelebte Raum ist der individuell und sich fortbewegend mit dem Körper, dem Verstand und allen Sinnen ermessene Umgebungsraum. Der *gelebte Raum* – *the lived space*, *l'espace vécu* – ist ein zentrales Theorem der transdisziplinären Phänomenologie der 1920er- bis 1950er-Jahre.⁴¹ Unter anderem durch Jean-François Augoyard, Roland Barthes, Michel de Certeau, Henri Lefebvre fand das Konzept Eingang in die strukturalistischen, semiologischen und marxistischen Raumtheorien der 1950er- bis 1970er-Jahre. Diese Autoren aus dem französischsprachigen Raum sind es auch, die den Begriff als analytisches Instrument meiner Alltagskulturforschungen bereitstellen.

Der Begriff des gelebten Raumes bindet die Entstehung des sozialen Raumes unweigerlich an die Dimension der Bewegung.⁴² Mit ihren Alltagshandlungen schreiben die Menschen sich in den Raum ein: Sie entwickeln und praktizieren zeitgemässe, ihren Möglichkeiten und ihrer sozialen Situation entsprechende Techniken der *Verräumlichung*. Die Art und Weise ihrer Verräumlichung passt sich dabei den Veränderungen gesellschaftlicher Bedingungen an. Denn zur Zeitgenossenschaft des Einzelnen zählt auch die auf historischem Gedächtnis beruhende Mobilitätserfahrung. Aneignungsprozesse von Fortbewegungsmitteln vollziehen sich auf einer Achse der langen Dauer und situieren sich dabei innerhalb des prozessualen Gefüges einer Trialektik von technischer Innovation, von wirtschaftlicher und von soziokultureller Dynamik, die wiederum verändernd auf das systemische Gleichgewicht rückwirken.⁴³

Zahlreiche Beispiele aus der Alltagskulturforschung veranschaulichen die Praxen des gelebten Raumes als ein «Sich-in-den-Raum-Einschreiben». Die körpertechnisch vielleicht virtuoseste Form der westlichen Gegenwartskultur ist die jugendliche HipHop- und Graffitikultur. Sie ist Kulturform und Lebenspraxis und auch Indiz, dass Jugendliche in unserer Gesellschaft zweifelsohne zu den hochmobilen Kulturen zählen.⁴⁴ Auf der Suche nach identitären Verortungen ist es vor allem die multikulturelle zweite und dritte Generation, welche die Erprobung der eigenen Körperlichkeit zur Kunstform macht – dies vor dem Hintergrund der anhaltenden Tatsache eines Mangels an Eigenräumen in der städtischen Öffentlichkeit.

Ein weiteres Beispiel der lebensweltlichen Raum-Einnahme veranschaulichen Untersuchungen über die marginale, zwangsläufig alltagsmobile und in den letzten Jahren wieder zunehmend obdachlose Stadtbevölkerung. Auch sie beansprucht Anerkennung und Sichtbarkeit im öffentlichen Raum. Gleich den Reichen und Schönen, die in den Innenstädten den Habitus des sozialen Aufstiegs kultivieren, verkörpern im Gegenzug die Armen mit ihrer öffentlichen Präsenz sozialen Abstieg, Anpassungsverweigerung und Vernachlässigung. Auch sie möchten dazu gehören, zur Kenntnis genommen werden und nehmen sich Raum an den nicht für sie vorgesehenen gentrifizierten und schön gemachten Orten der Innenstädte.⁴⁵

Die Konstitution des gelebten Raumes als sozialen Raum findet sich, parallel zu dessen Ausbau und Entwicklung, mehr und mehr über die «Mobilitätswerkzeuge» von Transport und Transfertechnologien mediatisiert.⁴⁶ Diese ermöglichen das hohe Ausmass an Beweglichkeit und Bewegung im Alltag und betreffen nicht allein die sozial- und wirtschaftswissenschaftlich relevanten Bereiche des Berufs- und Freizeitverkehrs, sondern vor allem auch Alltagsbesorgungen und -wege und die eng hieran geknüpften Kommunikationsleistungen. Sie sind das Fundament städtischer Alltagsbeziehungen. Die Bezifferung solcher «Hypermobilität der Nähe»⁴⁷ kann den neueren nationalen und supranationalen Statistiken zu Fortbewegungsmitteln, zu Mobiltelefonie oder zum Internetgebrauch entnommen werden. Auch Fusswege finden sich registriert; das Gehen ist nach wie vor die am meisten verbreitete Fortbewegungstechnik. Der «Mobilitätsbericht Schweiz» des Bundesamtes für Raumentwicklung etwa führt auf, dass die täglich zu Fuss zurück-



Foto © Fotoarchiv Stirnemann/Haller

Abb. 3: Wohnung ohne Dach, Paris 2006.

gelegten Distanzen ebenso wie die mit nahezu allen Verkehrsmitteln im vergangenen Jahrzehnt erheblich zugenommen haben.⁴⁸ In der Schweiz werden pro Jahr 111 Milliarden Personenkilometer zurückgelegt.⁴⁹ In der Europäischen Union hat der entsprechende Wert zwischen 1995 und 2003 um rund 14% zugenommen.⁵⁰

Nationale Statistiken veranschaulichen Entwicklungen und Relationen, aber sie erklären die Phänomene nicht. Und sie verhalten sich stumm zu den lebensweltlichen Zusammenhängen, welche jene Spanne zwischen Erfahrung und Bedeutung ermessen, die grundlegend für die Konstituierung von sozialen Räumen sind. Jenseits der Messbarkeit von technischem Fortschritt und Erreichbarkeitsoptimierung liegt der grosse und kulturelle Beitrag der Mobilitätstechnologien in einer Relativierung des dreidimensionalen physischen Raumes. Nicht «Entwirklichung» oder «Verschwinden» des Raumes gilt es zu beklagen, sondern es geht vielmehr darum, die Funktion dieser Technologien bei der Entstehung und Gestaltung von neuen, diskontinuierlichen Räumen kritisch zu erforschen. Sie beziehen, wie Monique Hirschhorn unterstrichen hat, ihren eigentlichen Sinn daraus, dass sie in wechselseitiger Beziehung zueinander stehen.⁵¹ Dieser dialogische und dialektische Modus der Verräumlichung, etwa über Beziehungsnetzwerke, wird im Alltag manifest und beobachtbar. Der Alltag ist ein seismographisch hochsensibles Terrain. Er zeugt vom Gewohnten und offenbart zugleich die Spuren sich abzeichnender Entwicklungen. Er ist daher – als Ort ihrer empirischen Erschliessung – eine Schlüsselkate-

gorie des theoretischen Zugangs in der Erforschung von Gesellschaftswandel und Kulturdynamik. Solcher Alltag, begriffen als die «ungeschichtliche Erfahrungsweise der Selbstverständlichkeit», die – auch wenn sie sich als geschichtslos erfährt – dennoch «die Summe aller geschichtlichen Erfahrung» enthält⁵², ist nichts anderes als Kultur: «*Culture is ordinary*» (Williams 1958; Niederer 1975; Löfgren 1981).⁵³

Kulturanalyse von Alltagsräumen

Der Alltag ist Ort und Gegenstand zugleich der empirischen Erschliessung von Raum. Alltag und sein Vollzug in Gestalt individueller Lebenswirklichkeiten, nämlich als Dialektik zwischen Erfahrung und Handeln, konstituiert Kultur. Kulturwandel drückt sich zuvorderst in phänomenalen Veränderungen aus; sie wiederum verweisen auf Verschiebungen im Bedeutungssystem der Individuen. Kulturanalyse ist daher nichts anderes als Zusammenhangsforschung, die dieses Bedeutungssystem zu erschliessen sucht. Sie sucht das «Verweisungs ganze» zu erfassen, «aus dem das einzelne kulturelle Phänomen seinen Sinn» bezieht.⁵⁴ Das Verweisungs ganze lässt sich zwar im Bedingungsfeld der systemischen Struktur verorten, es entwischt und entgleitet ihr aber auch, denn es ist fundamental transgressiv. Roland Barthes hat es in seinen Alltagskulturanalysen der «Trentes Glorieuses», der aufkommenden Konsumgesellschaft der Nachkriegszeit in Frankreich, wohl am anschaulichsten beschrieben: und zwar in seiner Eigenschaft als «mythisches Material».⁵⁵ Rolf Lindner hatte darauf verwiesen, dass die Kulturanalyse Roland Barthes die methodischen Grundfesten einer «Dekodierungs-Hermeneutik» verdankt, mit deren Hilfe sich Alltagspraxen entziffern und hinter der phänomenalen Erscheinung die Ordnung von komplementär auf einen Gegenstand bezogenen Informationen restituieren lassen.⁵⁶ Der Preis dafür ist die Abweichung von vielen Gesellschaftsanalysen, die zwischen «subjektiven Strukturen des Wahrnehmens und Urteilens, Denkens und Handelns und den objektiven Strukturen der Klassifizierung und Hierarchisierung von Haltungen und Handlungen» unterscheiden.⁵⁷ In der quantifizierenden Sozialwissenschaft ist die gesellschaftliche Wirklichkeit ein flächendeckendes, kontinuierlich strukturiertes Erhebungsfeld, das mit standardisierten Erfassungsmethoden erschlossen und vor dem Hintergrund von vorweg definierten Theoriegebäuden interpretiert werden kann. Die Kulturanalyse sieht hingegen ein diskontinuierliches Erfahrungsfeld, das mit einem dem Gegenstand angepassten Methodenbündel erschlossen und eingebettet in komplexe Interpretationszusammenhänge erforscht wird.⁵⁸

Der hier favorisierte Zugang der Kulturanalyse begreift den Menschen als zentralen Protagonisten des Kulturwandels. Sie versteht sich als «Teil, Spiegel und Auge gesellschaftlicher Wandlungsprozesse»⁵⁹, indem sie die Art und Weise untersucht, «wie Menschen auf Strukturveränderungen reagieren, sie selbst reproduzieren».⁶⁰ Als kultureller Akteur ist der Mensch kommunizierend, interagierend, rezipierend. Das medientheoretisch geschulte Vokabular der Cultural Studies eignet

sich in besonderer Weise zur Kulturanalyse des Alltags, da es in der Lage ist, (Kommunikations-)Prozesse auf mehreren Ebenen abzubilden.

Repräsentationen mobiler Lebensweisen

Aus der Perspektive des mobilen Menschen ist die Vervielfältigung der Ortsbezüge Alltag. Sie besteht in einer residentiellen Verteilung des Alltagslebens auf mehrere Orte und ist das Ergebnis eines Bündels an Entscheidungen. Für den kulturellen Akteur selbst zeugt «mobiles Wohnen» weder von Ortlosigkeit noch von Entwurzelung. Es wird nicht als kulturdegenerative Erscheinung empfunden, sondern einmal als Bereicherung, ein andermal als Anstrengung. Ob als Provisorium oder als langfristig konzipierte Einrichtung – zu vielfältig ist das Spektrum individueller oder auch innerfamiliärer Kosten-Nutzen-Erwägungen eines Lebens an mehreren Orten, als dass es sich vorschnell als Zumutung interpretieren liesse. Eine interdisziplinäre Studie von Jonas Larsen, John Urry and Kay Axhausen, welche quantitativ orientierte Zugänge mit qualitativen verknüpft, spricht von «Netzwerkmobilität» und von «kommunikationsorientierter Mobilität» als Grundlage komplexer Vergemeinschaftungsprozesse.⁶¹

Aus der Perspektive des sesshaften Menschen dagegen stehen in der Einschätzung von Vielörtigkeit Mobilität und Distanzüberwindung als Voraussetzung für die residentielle Vervielfachung im Vordergrund. Hier suggeriert Multilokalität «Ortlosigkeit» und stellt sich primär als Provisorium dar und nicht, wie für den Multilokalist, als immanenter Bestandteil und *fait social* des Alltagslebens. Wir müssen uns im Klaren darüber sein, dass diese/r Sesshafte, der oder die in den nationalen Statistiken als eine Person ausgewiesen wird, die ihr Leben überwiegend an einem einzigen Wohnort/-sitz verbracht hat, real existierend allenfalls statische Grösse und Momentaufnahme ist. Sie muss auch als Ergebnis ideologisierten und rückblickender Selbstzuschreibung einer zu Bewegung gezwungenen Generation dechiffriert werden, deren Lebensideal das Eigenheim wurde.

Ein auf mehrere Wohnsitze verteiltes Alltagsleben betrifft nach sozialem Status, kultureller Prägung, Lebensalter und Geschlecht unterscheidbare Gruppen in unterschiedlicher Weise. Es betrifft einerseits diejenigen, für die Sesshaftigkeit ein erstrebter oder erstrebenswerter Wert bedeutet: das heisst ein erkennbarer zuverlässiger Wohnsitz, der sich in dem Wunsch nach Behaglichkeit, der Verwirklichung bestimmter ästhetischer und geografischer Vorstellungen im Hinblick auf Lage, Grösse und Gestalt eines Zimmers, einer Wohnung, eines Hauses und seiner Umgebung ausdrückt. Ein mobiles Leben betrifft jedoch andererseits auch diejenigen Gruppen, für die Sesshaftigkeit ein Stigma bedeutet, ein Zuwiderlaufendes, ein ihrer Lebensform nicht entsprechender Entwurf.

Das Provisorium nimmt in entsprechend verschiedener Hinsicht Position: ob als existenzielle und auf Dauer angelegte Dimension bei Obdachlosen, die sich zum

Beispiel gegen soziale Sedentarisierungsangebote verwahren, oder als beruflich bedingte Zweitwohnlösung bei Wochenpendlern oder «Shuttles», oder als ersehnte optionale Freizeitwohnform im Fall der Wochenend- oder Ferienbehausung, oder auch als fester Bestandteil des Lebensentwurfes. Hiermit sind historisch bedingte Kulturformen der Wohnmobilität gemeint, die in allen Kontinenten anzutreffen sind. In Europa sind jüdische Kultur⁶² ebenso wie die fahrenden Bevölkerungsgruppen ein Beispiel dafür, wie aus dem Zwang zur Mobilität Ethos oder Tradition wurden. Die Mobilität wird – als ein dritter Raum – zum stabilen Element in der «nomadischen Existenz» des Jüdischen.⁶³

Der Volkskundler Walter Leimgruber schreibt über die Schweizer Jenische Bevölkerung, dass mobile Bevölkerungsteile wegen des lange Zeit dominanten Bildes der traditionellen Gesellschaft als unbeweglich und statisch nicht die ihnen gebührende wissenschaftliche Beachtung erfahren haben: «Ab 1851 wurden die Fahrenden in der Schweiz systematisch verhaftet, zum Teil längere Zeit inhaftiert, ihre rechtliche Situation abgeklärt und wo nötig, wurden Zwangseinbürgerungen oder Ausweisungen vorgenommen.»⁶⁴

Die Skepsis gegenüber der nicht-sesshaften Bevölkerung von unter anderem Vagantinnen, Bettlern, Handwerkerinnen und Wanderarbeitern, von der man annimmt, dass sie in der Vormoderne ein Viertel der europäischen Gesamtbevölkerung ausmachte⁶⁵, hat sich im Zuge der nationalen Identitätsbildung im 19. Jahrhundert verstärkt. Sesshaftigkeit hat sich hier zu einem dominanten Kulturmuster und zum Wert der aufstrebenden bürgerlichen Gesellschaft entwickelt.⁶⁶

Untersuchungen über Arbeitsmigranten oder Wanderhändlerinnen, über Konflikte zwischen Hirten- und Bauernbevölkerung, über Sinti und Roma, über jüdische Kultur und Geschichte als Metapher des Heimat- oder Staatenlosen belegen die grosse Angst der sesshaften vor der mobilen Bevölkerung. Die Theoretiker der Moderne haben diese Dichotomie schon früh als *conditio sine qua non* der modernen Kulturentwicklung aufgefasst. Georg Simmel etwa hat in seiner klassischen Studie über den Fremden Angst und Faszination zugleich beschrieben, die der Lokale dem potenziell Multilokalen entgegenbringt: Er kommt und geht und droht, Deine Geheimnisse mitzunehmen!⁶⁷ Claude Lévi-Strauss fügte dem fünfzig Jahre später hinzu, dass er auch die Frauen mitzunehmen «droht» – auch Deine eigene könnte ihm nachzufolgen⁶⁸ – und interpretiert diesen Zuschreibungsprozess als Kultur stabilisierende Strategie des gesellschaftlichen Normensystems.

Wider die Zwischenwelten: Kritik an der Bewegung

Unsere empirischen Studien zeigen, dass es die Mobilität ist, welche es dem Einzelnen ermöglicht, im alltäglichen Lebensvollzug aus einer Komplementarität von gleichzeitig bestehenden Orten zu schöpfen. Dieser Befund rechtfertigt es, Mobilität zur beobachtungsleitenden Kategorie der Kultur- oder – je nach disziplinärem Hintergrund – der Gesellschaftsanalyse zu machen. Als Gedanke fungiert er zu-

gleich als ein Vorstellungsmodell zur Veranschaulichung kulturdynamischer Prozesse. Das ortsfixierte Paradigma der Moderne jedoch muss ihm Denkbareit, Akzeptanz oder Rezeption versagen, denn es steht zu ihm in Widerspruch. Allein die empirisch erfahrene Migrationsforschung «versteht» es, die Ambiguität von Mehrörtigkeiten als Normalität zu begreifen.⁶⁹ Denn gerade der Ort des Migranten ist nicht der Ort der Sesshaftigkeit, sondern der Konvergenzraum seiner Mobilitäten.⁷⁰

Dennoch war im Zentrum der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung das ortsbezogene Paradigma lange Zeit forschungsbestimmend. Hier standen push- und pull-Theorien im Vordergrund, und das Erkenntnisinteresse zielte auf die nationalstaatliche Normalisierungsstrategie der «Integration» oder «Akkulturation» in den westlichen Gastländern. Wie sonst lässt sich die fehlende oder spärliche Rezeption des innovativen und plausiblen Zwischenweltkonzeptes erklären, das Hettlage, Hettlage und Giordano⁷¹ vor dreissig Jahren und ihrer Zeit weit voraus in die Migrationsforschung eingebracht haben, als mit dem modernen Festhalten der Soziologie an statischen Konzepten?⁷² Wie der geringe Einfluss des 1980 erschienen Schlüsselwerkes von Michel Bassand und Marie-Claude Brulhardt zur Bedeutung der räumlichen Mobilität als Teil des modernen Lebensstiles?⁷³

Ähnlich dem tiefen Kulturpessimismus der geographischen Zweitwohnsitzforschung der 1970er- und 1980er-Jahre oder auch der aktuellen Pendlerstudien der Ökonomie, die in ihrem Tenor weit über das Ziel einer Anmahnung von Ressourcenbelastung hinausschiessen⁷⁴, lässt der Glaube an die kulturstabilisierenden Effekte lokal verankerter Lebenswirklichkeiten jedes transitorische und bewegliche Kulturphänomen als systemisch dysfunktional erscheinen!⁷⁵

Die historische Kritik an dem nicht sesshaften, beweglichen Menschen reicht bis in die Mobilitätskritik in der späten Moderne hinein. Der Gestalt des Multilokalistens haftet damit ein beunruhigendes Negativcredo an. Jean-Didier Urbain versucht es in Worte zu fassen: «Habitant ambigu des campagnes, citoyen évanescent, rural éphémère, inconstant ici et là, y compris en ville, forcément, absent et présent partout, qui est-il au juste?»⁷⁶

Vor allem die soziale und staatsbürgerliche «Unzuverlässigkeit», die aus der residentiellen Ubiquität und diskontinuierlichen Präsenz vor Ort resultiert, wirkt beunruhigend.

Nationalstaat in der Krise oder *Estranging the local*⁷⁷

Zur Erklärung des dynamischen Zusammenhanges von Kultur, Identität und Raum nimmt heute das Konzept eines fluiden transnationalen Raumes gegenüber Heimatdefinitionen, die sich auf vermeintlich stabile Ortsbezogenheiten berufen, einen Deutungsvorsprung ein. Die Kulturanthropologin Sabine Hess bezeichnet den Transnationalisierungsansatz als «überfälligen Normalisierungsdiskurs hinsichtlich mobiler, mehrortiger Lebenspraxen».⁷⁸

Längst konnte im Zuge der Denationalisierung der modernen Nachkriegsdemokratien in Europa «Heimat» aus der Ortsfixierung «an die bestimmten Örtlichkeiten von Herkunftslandschaften und Wohnplätzen» entlassen und als «Zugvogelwissen» projiziert werden.⁷⁹ Die Nationalstaatlichkeit – als Rechts- und Kulturform – befindet sich zweifelsohne in dem Ausmass in der Krise, in dem die Grenzüberschreitungen von Menschen, Gütern, Finanzen und Ideen möglich sind und stattfinden. Die Frage der (temporären) Niederlassung von Multilokalisten im Ausland gerät zur Frage nach den postnationalen Domizilierungspraxen.⁸⁰

Wir haben daher allen Grund, die Frage zu stellen, was den hochmobilen Zeitgenossen vom Migranten unterscheidet. Ohne Zweifel Wanderungsgrund und Prekarität der sozialen Lage. Doch warum sollte nicht auch dem modernen «Nomaden» – einem derzeit viel benutzten Begriff, dem es nicht recht gelingt, Anschluss an die zeitlich und räumlich entfernten Referenzen des ökonomischen Nomadismusbegriffes zu finden⁸¹ – jene Relativierungsmächtigkeit zugesprochen werden, welche den Migranten als mobilen Menschen par excellence auszeichnet? Beide sind weder hier noch da richtig zuhause und entsprechen damit der Figur des modernen urbanisierten Menschen. Beide sind sie Fremde und damit in der Lage – das steht zu befürchten, denn es entspricht ihrem heuristischen Prinzip⁸² – die Ortsgewissheiten des einörtig beheimateten Menschen in Frage zu stellen.

Auch dem Multilokalisten, dem der Zwischenraum der Alltagsmobilität Distanz sowohl zu dem *Hier* des einen wie zu dem *Dort* des anderen Ortes gewährt, haftet der Status des Fremden an: «Ni vagabond, ni visiteur, un vrai sédentaire, «éternel revenant» de la ville, le statut de ce «migrant» citoyen intermittent est en fait un état résidentiel ambigu pour habitant incertain. Le personnage est flou et son rôle social indéfini.»⁸³

Allein aus der Perspektive des «Sesshaften» und dessen, der den Fremden als mythische Figur begreift, ist seine soziale Rolle nicht definiert. Dieses *imagined knowledge* resultiert aus seiner historischen und territorial verankerten Erfahrung – Heiner Treinen hatte sie als symbolische Ortsbezogenheit definiert, Heinz Schilling in seinen grundlegenden Arbeiten als regionale Identität.⁸⁴ Diese Erfahrung hat sich vor dem Hintergrund der Ideologie einer Einheit von Raum und Identität vollzogen, die mit der Entwicklung zur Moderne einen Naturalisierungsprozess durchlaufen hat.⁸⁵ Die Ideologie gründet auf einer Einheit von Nation(alität), Wohnsitz, Arbeitsplatz und Familienmodell: Wer eine Aufenthaltsberechtigung oder einen Pass haben will, der zur transnationalen Grenzüberschreitung berechtigt, muss den festen Wohnsitz nachweisen. Eine Wohnung bekommt in der Regel derjenige, der einen regelmässigen Einkunftsnachweis erbringt. Wer einen Arbeitsplatz sucht, benötigt Pass und – spätestens bei Geldtransfer und Kontoeröffnung – den Wohnsitznachweis, und wer eine fremde Staatsangehörigkeit anstrebt, muss entweder die binationale Ehe oder Wohnsitz und Arbeitsplatz von langer Dauer nachweisen. Der postnationale Multilokalist unterläuft diese Ideologie, und die neuen EU-Bestimmungen stehen ihm zur Seite. Seine Vervielfältigung wird ihm zur lokalen Verfremdungstechnik, die den grenzüberschreitenden Transfer seiner

selbst, seiner Identität, seiner Güter und seines Geldes erleichtern. Sie ermöglicht es ihm, vor Ort zu sein, ohne da sein zu müssen – ohne *corporeality* – bzw. sich woanders hinzubegeben – kommunizierend, denkend, träumend –, ohne sich dort aufzuhalten.⁸⁶ Sie ermöglicht es ihm auch, in dem einem Land eine Wohnung zu besitzen oder zu bewohnen, von der man in dem andern Land nichts weiss; in dem einen Land zu arbeiten, ohne die Identitätspapiere des anderen zu besitzen.

Multilokalität kann als Kulturtechnik interpretiert werden, bisweilen sogar als subversive Strategie, denn sie gewährt Spielräume innerhalb der nationalstaatlichen «Pass-Arbeit-Geld-Wohnungs»-Verkettung des Einzelnen. Die «irresponsabilité nationale» *fremder* Zweitwohnungsbesitzer zählt mit zu den Bedrohungsmomenten, welche die grenzüberschreitenden Bürger – selbstverständlich auch ermöglicht durch die durch internationale Wirtschaftsinteressen wegberbeiteten Passiererleichterungen – mit sich bringen. Sie sind «dilettantische Bürger», wie Urban in einer wunderbaren Formulierung schreibt, getrieben von einer «quête de détachement, d'apesenteur citoyenne, de perte de gravité sociale...»⁸⁷ – kurz von all jenen Gründen bewegt, welche auch die Landbewohner der frühen Moderne in die Stadt gezogen haben.

Multilokalität als kulturelle Mobilität?

Wir stehen erst am Anfang einer kulturwissenschaftlichen Aktivitäts-Raumanalyse, in der Mobilität und Ortsbezogenheit vor dem Hintergrund der jeweiligen sozialen Zugangsbedingungen mit den Kategorien der Erfahrung und der Performanz verknüpft werden.

Sie kann sich auf einen erweiterten Mobilitätsbegriff stützen, wie Bertrand Montulet ihn definiert, in Anlehnung an die von Alfred Schütz formulierte Dreieichtigkeit von Bewegung als Intention, Verlauf und Folge: als kontextualisierendes Verständnis der Kausalitäten und Konsequenzen, die an Fortbewegung geknüpft sind.⁸⁸ Sie kann sich ebenso auf die Erkenntnisse der Migrationsforschung stützen, um Alltagsleben und Mobilität sowohl phänomenologisch als auch theoretisch zu korrelieren.

Wenn Regina Römhild⁸⁹ Mobilität als physische und mentale Bewegung zwischen den Kulturen definiert, dann liesse sich dem hinzufügen: zwischen den Orten des eigenen Lebens. Es sind die Arbeitsmigranten und Arbeitsmigrantinnen, welche «multipolare Perspektiven» in ihre Lebenskreise integriert haben. Ihre Mobilität zwischen Herkunftsregion und Arbeitsort in der Fremde ist zum Medium der Interaktivierung beider Begegnungsräume geworden.⁹⁰ Sie sind die eigentlichen SpezialistInnen im Im- und Export von Wissen und seiner Adaptionstauglichkeit in praktischen Zusammenhängen. Bernard Andrieu bezeichnet diese Fähigkeit als kognitive Mobilität⁹¹ und betont damit nicht nur die aktive Rolle des Migranten als kulturellem Akteur, sondern auch seine interaktive Rolle: «le migrant se déplace et déplace en nous nos catégories mentales en nous obligeant à classer son étrangeté.»⁹²

Kulturelle Mobilität zählt demzufolge zu den Konsequenzen und Effekten von Bewegung und Beweglichkeit. Sie ermöglicht eine Distanzierung von inneren und äusseren Leitbildern⁹³ und erzeugt ein «Fremdheitswissen», das als «Sozialisations- und Erfahrungswissen» zu Beginn des 21. Jahrhunderts zur intellektuellen Grundausstattung des Menschen zählt: Sie machen die Erfahrung, «an mehreren Orten fremd und heimisch zugleich zu sein»⁹⁴ und damit einer Polyzentrik des gelebten Raumes, in dem sich verschiedene «Hier» überlagern.⁹⁵

Anmerkungen

- *Dieser Beitrag ist in einer gekürzten Fassung zuerst in englischer Sprache erschienen in: *Ethnologia Europaea* 37,1–2: Double Homes – Double Lives? Eds. Orvar Löfgren, Regina Bendix. Lund 2007.
- ¹ Cf. Johanna Rolshoven: Mobile Kultur. Positionen und Definitionen. In: *TransIT*, Zürich [2007], 22–25; www.mobileculturestudies.ch.
 - ² Mit dem Begriff der Reversibilität, der Umkehrbarkeit, knüpfe ich an die Hypothesen von Vincent Kaufmann (2005) und Hervé Domenach (Domenach & Piquet 1987) an: Vincent Kaufmann: Mobilités et réversibilités: vers des sociétés plus fluides. In: *Cahiers internationaux de Sociologie*, vol. CXVIII (2005), 119–135; Hervé Domenach & Michel Piquet: Le caractère de réversibilité dans l'étude de la migration. In: *Population* 3 (1987), 469–484.
 - ³ Bernhard Waldenfels: *In den Netzen der Lebenswelt*. Frankfurt/M. 1985, 208f.
 - ⁴ Adelina Miranda: L'agencement de la multilocalité depuis le lieu d'origine. Le cas de Casavieri (sud de l'Italie) et ses migrants. In: *Espaces et sociétés* 80–81 (1995), 271–289.
 - ⁵ Arjun Appadurai: The production of locality. In: ders., *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis, London 2003 [1996], 178–199.
 - ⁶ Cf. Johanna Rolshoven: Südliche Zweitwohnsitze als Phänomen der Spätmoderne. Ein Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Mobilitätsforschung. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, vol. 98 (2002), 345–356.
 - ⁷ Natürlich wissen die VolkskundlerInnen schon ein wenig über diese populären volkskulturellen Freizeitwohnformen, aber es ist eben kein prominentes Wissenschaftswissen. Zum Beispiel der Hausboote sei hier z.B. hingewiesen auf die Lizentiatsarbeit des Kollegen Ole Rud Nielsen: *Flugten til Tisvilde. Lokale mønstre i dansk fritidshusliv*. Turku, Åbo Akademi 1993.
 - ⁸ Die französischen FachkollegInnen haben diesen Freizeithaus- und -wohnformen im vergangenen Jahr unter dem Titel «Anthropologie des abris de loisirs» eine ganze Tagung gewidmet, vgl.: <http://calenda.revues.org/nouvelle6218.html> (18.10.2007).
 - ⁹ Johanna Rolshoven & Nicola Hilti: *Multilocal Living at the Interface of Mobility and Settledness*. Centre for Cultural Studies in Architecture, Dep. Architecture, Swiss Federal Institute of Technology, 2005–2008.
 - ¹⁰ Françoise Dubost et al. (dir.): *Les résidences secondaires. Nouvelles orientations*. DATAR/Paris 1995: Centre de sociologie des arts.
 - ¹¹ Cf. Ueli Gyr & Johanna Rolshoven (Hg.): *Zweitwohnsitze und kulturelle Mobilität. Projektberichte*. Zürich 2004: Institut für Populäre Kulturen, Universität Zürich.
 - ¹² Rosa Cupa: Das Chalet in den Bergen. Von Kindheitserinnerungen und verborgenen Herrschaftsansprüchen. In: U. Gyr, J. Rolshoven (Hg.), *Zweitwohnsitze*, 11–33.
 - ¹³ Ebd. 18.
 - ¹⁴ Ebd. 22.
 - ¹⁵ Ebd. 25.
 - ¹⁶ Der in seiner Komplexität nach wie auf das Treffendste von Stuart Hall beschrieben wurde, z.B. in Stuart Hall: *Rassismus und kulturelle Identität*. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg 1994: argument, 180–222.
 - ¹⁷ Zum heideggerschen Begriff des Zeitspielraumes vgl. Ute Guzzoni: *Wohnen und Wandern*. Düsseldorf 1999, 17.

- 18 Jean-Didier Urbain: *Paradis verts. Désirs de campagne et passions résidentielles*. Paris 2002, 298, 302, 120.
- 19 R. Cupa (wie Anm. 12), 30.
- 20 Ebd. 27.
- 21 Ebd. 33.
- 22 Cf. Sibylle Obrecht: «Moderne Zigeuner». In: Arne Andersen (Hg.): *Perlon, Petticoats und Pestizide: Mensch-Umwelt-Beziehung in der Region der 50er Jahre*. Basel, Berlin 1994, 168–171.
- 23 Mélanie Pitteloud: Dauercamping. Eine Praxis zwischen Mobilität und Stabilität. In: U. Gyr, J. Rolshoven (Hg.), *Zweitwohnsitze* (wie Anm. 11), 35–60.
- 24 Gabriele Hofmann: DauercamperInnen, KleingärtnerInnen und ForscherInnen – von Sichtweisen und Blickwinkeln. In: Dies. (Hg.), *Über den Zaun geguckt. Freizeit auf dem Dauercamping und in der Kleingartenanlage* (= Kulturanthropologie-Notizen 45). Frankfurt/M. 1994: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 9–19; hier 13.
- 25 Vgl. «Schweizer Tourismus in Zahlen»: <http://www.swisstourfed.ch/index.cfm/fuseaction/show/path/1-6-87-343.htm>. Besucht am 01.08.2007.
- 26 Cf. M. Pitteloud: Dauercamping (wie Anm. 23), 36; Pierre Centlivres et al. (eds.): *Le camping ou l'évasion aménagée. Etude de deux terrains en Suisse romande*. (= EthnoLogiques 2. Cahiers de l'Institut d'Ethnologie et du Centre de Recherches Ethnologiques de l'Université de Neuchâtel). Neuchâtel 1981.
- 27 Mirjam Rudolph: Schwimmende Häuser. Segel- und Motoryachten als Zweitwohnsitze. In: U. Gyr, J. Rolshoven (Hg.), *Zweitwohnsitze* (wie Anm. 11), 61–83; hier 63f.
- 28 Ebd. 70.
- 29 M. Pitteloud: Dauercamping (wie Anm. 23), 60.
- 30 J. Rolshoven: Woanders daheim. Das Freiheitsversprechen der Freizeitimmobilie. In: *Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde* 2 (2002) (Graz), 12–17; Olivier Sirost ed.: *Habiter la nature? Le camping* (= *Ethnologie française* 4 (2001)).
- 31 M. Pitteloud: Dauercamping (wie Anm. 23), 63.
- 32 Atina Grossmann: Versions of Home. German Jewish Refugee Papers out of the Closet and into the Archives. In: *New German Critique*, Nr. 90, Taboo, Trauma, Holocaust (Autumn, 2003), 95–122.
- 33 Cf. Peter Warnecke: *Laube, Liebe, Hoffnung. Kleingartengeschichte*. Berlin 2001; Susanne Beyer: Laube, Liebe, Hoffnung. In: *Der Spiegel* 22 (2005), 164f.
- 34 Silke Göttisch. «Sommerfrische». Zur Etablierung einer Gegenwelt am Ende des 19. Jahrhunderts. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 1 (2002), 9–15.
- 35 Claudine Gontier: *Le cabanon marseillais. Image et pratiques*. Marseille 1991.
- 36 Horst Brockhoff: Hütten in der Heide. Anfänge des Freizeitwohnens am Rande der Grossstadt Hamburg. In: *Jahrbuch für Hausforschung*, Bd. 46, Marburg 1999, 213–249.
- 37 Marc Abélès: Entre ville et campagne. Pratique de l'anthropologie dans une zone de lotissements de la province de Séville. In: *L'Homme* XXII, 4 (1982), 87–100.
- 38 J.-D. Urbain: *Paradis verts* (wie Anm. 18), 297.
- 39 Cf. Motoko Rich: Double Nesters. In: *New York Times*, Jan 19, 2006, F1, 1, 7; Vielen Dank Kay Axhausen für den Hinweis!
- 40 J.-D. Urbain: *Paradis verts* (wie Anm. 18), 314.
- 41 Cf. J. Rolshoven: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: *Zeitschrift für Volkskunde* II (2003), 189–213.
- 42 Cf. dies.: Gehen in der Stadt. In: Siegfried Becker et al. (Hg.), *Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe*. Münster u. a. 2000, 11–27.
- 43 Cf. Bertrand Montulet: Les mouvements longs des modes de transport. In: Monique Hirschhorn, Jean-Michel Berthelot (eds.), *Mobilités et ancrages. Vers un nouveau mode de spatialisation?* Paris 1996, 16–35; hier 29, 31.
- 44 Claus Tully & Ulrike Schulz: Sozialisation von Jugendlichen zur Mobilität – Unterwegssein als Baustein jugendkulturellen Alltags. In: Claus J. Tully (Hg.), *Erziehung zur Mobilität. Jugendliche in der automobilen Gesellschaft*. Frankfurt/M. 1999, 13–37.
- 45 Cf. Diana Reiners et al.: *Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe*. Wien 2006; J. Rolshoven: Cleaness, Order, and Safety: Towards Restrictive Re-Definitions of Urbanity. In: Eveline Dürr, Rivke Jaffe (eds.), *Environmental and Ecological Issues in Cities: An Anthropological Approach*, Oxford [2008]: Berghan (forthcoming).
- 46 Jean Rémy: Mobilités et ancrages: vers une autre définition de la ville. In: M. Hirschhorn, J.-M. Berthelot (eds.), *Mobilités et ancrages*, 135–153; hier 149.

- ⁴⁷ Bertrand Hervieu & Jean Viard: *Au bonheur des campagnes*. La Tour d'Aigues 2001 [1996], 4f.
- ⁴⁸ Bundesamt für Statistik, Bundesamt für Raumentwicklung: *Mobilität in der Schweiz. Ergebnisse des Mikrozensus 2000 zum Verkehrsverhalten*. Bern 2004: ARE, 77.
- ⁴⁹ Perspektiven des Schweizerischen Personenverkehrs bis 2030. Hg. Bundesamt für Raumentwicklung, Bern 2006. Personenkilometer = Beförderte Personen multipliziert mit der von ihnen zurückgelegten Entfernung in Kilometern.
- ⁵⁰ http://www.eds-destatis.de/de/downloads/sif/nz_06_09.pdf. Accessed 15.07.2007.
- ⁵¹ Monique Hirschhorn: Présentation des contributions. In: dies., J.-M. Berthelot (eds), *Mobilités et ancrages*, 9–13, hier 13.
- ⁵² Konrad Köstlin: Beschreibungsebenen der Volkskultur. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde* XIII (1981), 5–26; hier 15f.
- ⁵³ Raymond Williams: Culture is ordinary. In: Norman Mackenzie (ed.), *Convictions*. London 1958, 74–92; Arnold Niederer: Kultur im Erdgeschoss. Der Alltag aus der neuen Sicht des Volkskundlers. In: *Schweizer Monatshefte* 6 (1975), 461–467; Orvar Löfgren: On the anatomy of culture. In: *Ethnologia Europaea* XII, 1 (1981), 26–46.
- ⁵⁴ Heinz Bude: Die Rekonstruktion kultureller Sinnsysteme. In: Uwe Flick et al. (Hg.), *Handbuch qualitativer Sozialforschung*. München 1991, 101–112; hier 107.
- ⁵⁵ Roland Barthes: *Mythologies*. Paris 1957; ders.: *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt/M. 1988 [1985], 8.
- ⁵⁶ Rolf Lindner: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: *Zeitschrift für Volkskunde* II (2003), 177–188; hier 63, sowie K. Köstlin: Beschreibungsebenen (wie Anm. 52), 18.
- ⁵⁷ Cf. Pierre Bourdieu: *Ein soziologischer Selbstversuch*. Frankfurt/M. 2002, 142.
- ⁵⁸ Vgl. etwa die Methodenlehre von Pertti Alasuutari: *Researching Culture: Qualitative Method and Cultural Studies*. Thousand Oaks: CA: Sage 1995.
- ⁵⁹ Franziska Becker, Ina Merkel: Zu den Essentials des Faches «Europäische Ethnologie» in Berlin. In: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.), *Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde*. Göttingen 1997, 26–33; hier 27.
- ⁶⁰ Elisabeth Katschnig-Fasch: Wohnen – Aspekte zu einer volkskundlich/kulturanalytischen Erforschung der Alltagskultur. In: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* (MAGW), Bd. 121(1991), 59–68; hier 62.
- ⁶¹ Jonas Larsen, John Urry, Kay Axhausen: *Mobilities, Networks, Geographies*. Hampshire 2006: Ashgate.
- ⁶² Für eine ethnographische Untersuchung des Mobilitätsethos der jüdischen Bevölkerung in der Gegenwart benötigt die Kulturforschung noch eine Portion *Chuzpe*. Vgl. das beeindruckende Bild-Werk des französischen Ethnologen Frédéric Brenner: *Diaspora. Heimat im Exil*. 2 vol. München 2003.
- ⁶³ Freddy Raphaël: Anthropologie de la frontière. Culture de la frontière, Culture-frontière. In: M. Hirschhorn, J.-M. Berthelot (eds), *Mobilités et ancrages*, 79–92; hier 88f.
- ⁶⁴ Walter Leimgruber: Eine lokale Kultur im Sog globaler Tendenzen: Die Jenischen. In: Rainer Alsheimer et al. (Hg.), *Lokale Kulturen in einer globalisierenden Welt*. Münster 2000, 165–184; hier 166, 173.
- ⁶⁵ Vgl. Klaus Bade: *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. München 2002: Beck; Saskia Sassen: *Migranten, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europa*. Frankfurt/M. 2000 [1996]: Fischer.
- ⁶⁶ W. Leimgruber: Eine lokale Kultur (wie Anm. 64), 174.
- ⁶⁷ Georg Simmel, Exkurs über den Fremden, in: ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (1908), Gesammelte Werke, Bd. 2. Berlin 1968, 509–512.
- ⁶⁸ Cf. Claude Lévi-Strauss: *Le système de la parenté*. Paris 1977: PUF [Plon 1967].
- ⁶⁹ Vgl. das beeindruckende *Projekt Migration*. Hg. Kölnischer Kunstverein. Köln 2005.
- ⁷⁰ Alain Tarius: Territoires circulatoires des migrants et espaces européens. In: M. Hirschhorn, J.-M. Berthelot (eds), *Mobilités et ancrages*, 93–100; hier 94.
- ⁷¹ Christian Giordano: Zwischen Mirabella und Sindelfingen. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 1984, 437–463; Andrea Hettlage, Robert Hettlage: Kulturelle Zwischenwelten. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 2 (1982), 354–400.
- ⁷² Cf. Gabriele Klein: Bewegung und Moderne. In: dies. (Hg.), *Bewegung. Sozial- und kulturwissenschaftliche Konzepte*. Bielefeld 2004, 7–19; hier 13.
- ⁷³ Michel Bassand, Marie-Claude Brulhardt: *Mobilité spatiale. Bilan et analyse des recherches en Suisse*. Saint-Saphorin 1980.

- ⁷⁴ Z.B. Manuela Specker: Pendeln macht krank, einsam und unproduktiv. Zwei Millionen Pendler schaden sich selbst und der Wirtschaft. In: *CASH. Die Wirtschaftszeitung der Schweiz*, Nr. 17, 28. April 2005, 1, 41; vgl. hierzu J. Rolshoven: Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. In: *Zeitschrift für Volkskunde* II (2006), 179–194.
- ⁷⁵ Alain Bourdin: L'ancrage comme choix. In: M. Hirschhorn, J.-M. Berthelot (eds.), *Mobilités et ancrages*, 37–56; hier 37.
- ⁷⁶ J.-D. Urbain: Paradis verts (wie Anm. 18), 299.
- ⁷⁷ Formulierung in Anlehnung an das klassische Diktum von Johannes Fabian «Estranging the anthropologist» in Johannes Fabian: *Time and the Other: How Anthropology Makes its Object*. New York 1983.
- ⁷⁸ Kirsten Salein, dies.: Neue Heimaten – Verortungen unterwegs. Ein Streitgespräch. In: *Anthropolite II* (2004): Anthropologie transnational, 63–70; hier 65.
- ⁷⁹ Vgl. Georg Kohler: Über die Geburt der Heimat aus der Enttäuschung, auf der Welt zu sein. In: *Schweizer Monatshefte* 9 (1991), 71. Jg., 691–698; hier 696f.
- ⁸⁰ Ahiwa Oong: *Flexible Citizenship: The Cultural Logics of Transnationality*. Durham 1999.
- ⁸¹ Jacques Attali: *L'Homme nomade*. Paris 2003: Fayard.
- ⁸² Karl-Heinz Kohl: *Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie*. Frankfurt/M. 1987; Ueli Gyr: *Die Fremdthematik im Werk von C.-F. Ramuz*. Bern, Frankfurt/M. u. a. 1978; Johanna Rolshoven: Zur Dialektik von Vertrautheit und Fremdheit in der Moderne. In: Marion Wohlleben, Brigitte Sigel (Hg.), *Baudenkmale zwischen Vertrautheit und Fremdheit*. Zürich [2008], im Druck.
- ⁸³ J.-D. Urbain: Paradis verts (wie Anm. 18), 297.
- ⁸⁴ J. Rolshoven: *Provencebild mit Lavendel. Die Kulturgeschichte eines Duftes in seiner Region*. Bremen 1991; Heinz Schilling: Auf der Suche nach Region. In: ders.; Beatrice Ploch: *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft*. Frankfurt/M. 1995, 71–148; Heiner Treinen: Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. Teil I. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1 (1965), 73–97; Teil II in ebd. Heft 2, 254–297.
- ⁸⁵ So wie in der Schweiz der Erwerb der Staatsangehörigkeit mit dem bezeichnenden Begriff der «naturalisation» belegt wird. Vgl. Pierre Centlivres (ed.): *Devenir Suisse. Adhésion et diversité culturelle des étrangers en Suisse*. Genève 1990.
- ⁸⁶ Cf. Martin Albrow: Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt. In: Ulrich Beck (Hg.), *Kinder der Freiheit*. Frankfurt/M. 1997: Suhrkamp, 288–314.
- ⁸⁷ J.-D. Urbain: Paradis verts (wie Anm. 18), 304.
- ⁸⁸ Bertrand Montulet: Les mouvements longs des modes de transport. In: M. Hirschhorn, J.-M. Berthelot (eds.), *Mobilités et ancrages*, 17–35; hier 17.
- ⁸⁹ Regina Römhild: Phantastisches Europa. Imaginäre Landschaften und transnationale Praxis im Beziehungsfeld Tourismus/Migration. In: *Anthropolite II* (2004): Anthropologie transnationale, 55–61; hier 60.
- ⁹⁰ Piero Galloro: De la mobilité géographique à la mobilité culturelle. Le comportement de la main-d'œuvre étrangère dans la sidérurgie lorraine (XIX^e-XX^e siècle). In: *Actes du VIII^{ème} congrès de l'Association pour la Recherche InterCulturelle (ARIC)*, Université de Genève, 24–28 septembre 2001: «Culture et travail: du local au mondial», <http://www.unige.ch/fapse/SSE/groups/aric/Textes/Galloro.pdf>, p. 8f. (Februar 07)
- ⁹¹ Bernard Andrieu: La migration des savoirs des migrants. In: *VEI Enjeux* no 123, 12 (2000), 118–126; hier 122.
- ⁹² Ebd., 118.
- ⁹³ Rosa Cupa: Das Chalet (wie Anm. 12), 25.
- ⁹⁴ Alois Wierlacher, Corinna Albrecht: Kulturwissenschaftliche Xenologie. In: Ansgar und Vera Nünning (Hg.), *Konzepte der Kulturwissenschaften*. Stuttgart 2003, 280–306; hier 280f.
- ⁹⁵ B. Waldenfels: *In den Netzen der Lebenswelt* (wie Anm. 3), 188.